

Der Bund

«Wir sind zivilisierte Menschen, auch ohne Stadttheater»

Pius Knüsel, bis 2012 oberster Kulturförderer der Schweiz, warnt vor «kulturfeindlichen» Strategiepapieren.



Pius Knüsel wirft einen kritischen Blick auf Kulturpapiere – hier noch als Direktor der Pro Helvetia 2010. Bild: Keystone

Sophie Reinhardt 16.01.2016

Pius Knüsel

Pius Knüsel ist Direktor der Zürcher Volkshochschule. Der 58-Jährige war bis 2012 und während zehn Jahren Direktor der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia. Sein Buch «Der Kulturinfarkt», welches er zusammen mit drei deutschen Mitautoren verfasst hatte, löste eine Kontroverse um die staatliche Kulturpolitik aus. So forderten er und seine Kollegen darin etwa die Halbierung bestimmter Kulterausgaben. Die radikalen Forderungen kamen in der Kulturbranche nicht überall gut an.

Herr Knüsel, Sie haben kürzlich davon abgeraten, eine Kulturstrategie zu erstellen, warum?

Nun, die Kultur ist kein Feld, welches man konzeptualisieren und formalisieren kann. Der Nutzwert der Strategien, die ich kenne, besteht quasi darin, die Szene mal am runden Tisch gehabt zu haben. Entweder sind die Papiere sehr vage, ohne leitenden Charakter, oder sie sind rigide und weltanschaulich geprägt. Dadurch werden sie nicht selten kulturfeindlich.

Was meinen Sie mit kulturfeindlich?

Kultur muss offen gedacht werden, weil niemand weiss, was für Formen in den nächsten Jahren entstehen. Ich glaube nicht, dass die Politik in der Lage ist, verlässliche Voraussagen in dieser Sache zu machen. Sie geht vielmehr das Risiko ein, dass das Geplante nicht den kommenden Bedürfnissen entspricht. Ich meine, dass eine Kulturstrategie zu viele Zwänge impliziert. Durch die Festlegung von Gefässen, Strukturen und Zuweisungen von Ressourcen wird sehr viel vorgegeben, an dem sich das künstlerische Schaffen dann ausrichten muss.

Gibt es denn ein Papier, welches Sie besser bewerten würden?

Ich bin für ganz wenig festgeschriebene Regeln. Ganz ohne geht es aber natürlich nicht. Wenn es um öffentliche Gelder geht, ist Anarchie auch kein wünschbarer Zustand. Doch Regeln müssen so sein, dass sich neue Bedürfnisse gut formulieren können. Ich bin daher ein Anhänger von ganz offenen kulturpolitischen Grundsatzpapieren, die ständig neue Gewichtungen zulassen. Es muss nur festhalten, nach welchen Gesetzmässigkeiten und vor allem wer letztlich Mittel zuweist. Dafür braucht es nicht mehr als drei Seiten. Die Politik muss sich in einem solchen Papier nur vorgeben, was die idealen Bedingungen für ein interessantes Kulturleben sind.

Was verstehen Sie denn unter idealen Voraussetzungen?

Zu den idealen Bedingungen gehört die relativ vernünftige Ausstattung mit Mitteln. Man muss sich zudem überlegen, wie die Gewichtung zwischen institutionell gebundenen Fördergeldern und solchen für das freie Schaffen ist. Tatsache ist, dass in den letzten Jahrzehnten vor allem die Institutionen ihren Anteil massiv

vergrössert haben. Sie sind zwar zahlreicher geworden. Doch heute sind wir in einem grösseren Ungleichgewicht zwischen den Szenen als noch vor 25 Jahren. Ich finde, das müsste man zugunsten der freien Szene korrigieren.

Was erhoffen Sie sich davon, wenn die freie Szene von mehr Geldern profitiert?

Die freie Szene ist näher an den Bürgern, es kommt auch mehr Erneuerung von dieser Seite. Ich würde den institutionellen Bereich nicht ausbauen. Dass sich die grossen Institutionen immer weiter gefasste Aufträge geben, immer mehr Outputs generieren und der freien Szene das Wasser abgraben, das finde ich für die unabhängige Szene schade.

Die Berner Kulturstrategie soll auch Themen wie Tourismus und Integration beinhalten, was halten Sie davon?

Integration hat meines Erachtens wenig mit Kunst zu tun. Das sind soziokulturelle Prozesse, weit weg von der Förderung der Künste. Das Tourismus-Argument dient der Stärkung des institutionellen Sektors, einmal mehr. Da ist sicher etwas dran. Aber ein kulturelles Klima entsteht so noch lange nicht; dafür braucht es ein kreatives Milieu.

Warum sollten sich grosse Kulturbetriebe für ein solches agiles Modell entscheiden, wie Sie es vorschlagen, wenn sie dadurch die langfristige Sicherheit verlieren?

Das ist die Herausforderung, vor welcher die Politik in der Stadt Bern steht. Mein grösster Vorbehalt gegenüber einem kulturellen Strategiepapier ist, dass die grossen Institutionen gut organisiert sind und eine laute Stimme haben. Damit schaffen sie es am besten, ihre Bedürfnisse unterzubringen.

Aber eine längerfristige Planung vermittelt doch Sicherheit?

Für Institutionen ist diese Sicherheit bestimmt ein wichtiger Aspekt, aber diese Sicherheit muss man relativieren. Es würde ja niemandem einfallen, Institutionen über Nacht zu extremen Budgetkürzungen zu zwingen. Wenn eine Stadt in eine finanzielle Notsituation kommt, dann schützt sie auch kein Strategiepapier mehr. Aber dass die Budgets der grossen Häuser in vernünftigen Fristen antastbar sein müssen, finde ich vollkommen normal. Kultur ist etwas, das letzten Endes ja unabhängig von Geldflüssen lebt. Wir sind zivilisierte Menschen, mit oder ohne Stadttheater.

Das Zürcher Leitbild wurde mithilfe von Studierenden der Hochschule für Kunst geschrieben, was halten Sie von der Idee?

Ich finde es viel zu detailliert für ein Kulturkonzept. Was Studierende einbringen können, das sind allenfalls Hinweise darauf, was sich im jungen professionellen Feld tut. Aber das betrifft einen Bereich, welchen man schon gut kennt in der Kulturförderung.

Als Direktor von Pro Helvetia waren Sie jahrelang für die Künstlerförderung zuständig. Was für eine Art Förderung würden Sie heute begrüssen?

Ich bin ein grosser Fan der Kleinförderung, durch eine «lokale Intendanz». Eine Person übernimmt dann etwa die Förderung des Jazz oder des freien Theaters für fünf Jahre. Dadurch kriegt die Förderung eine Handschrift. Die einen werden einen solchen Intendanten kritisieren, die anderen feiern. Aber nach fünf Jahren kommt jemand anderes in diese Position und korrigiert oder führt die Arbeit weiter. Ein anderer Ansatz wäre die Lotterie. Ich könnte mir vorstellen: Alle, die 2017 eine Theaterproduktion in Bern realisieren wollen, geben ein. Wenn sie gewisse Minimalstandards erfüllen, kommen sie in die Verlosung.

Pure Utopie!

Natürlich würde das einen Aufschrei auslösen. Aber mein Bauchgefühl sagt mir, dass es gleich viele Flops auf der Bühne geben würde wie heute. Neu wäre, dass eventuell auch Truppen zum Zug kämen, die keine tollen Dossiers schreiben oder prozessorientiert arbeiten. Und ja, es ist eine utopische Idee, entsprechend dem Anfangsgedanken, dass die Politik, statt Kultur festzuschreiben, Raum für Überraschungen schaffen müsste. Wir leben in einer Welt der Korrektheit, deren

Umsetzung Verordnung und Reglement heisst. Ich meine: Das kulturelle Leben einer Stadt muss eine Wundertüte bleiben, dafür ist die Kulturpolitik da.

(DerBund.ch/Newsnet)

(Erstellt: 16.01.2016, 10:03 Uhr)